

Typ des gallo-römischen „Umgangstempels“ sind jedoch nicht gefunden worden. Spätkeltische Kultgebäude mögen sich von profanen Bauten nicht unterschieden haben. Es gab demnach keine typisierten „Tempel“.

Sicher noch weiter wird auch die Frage nach der Totenbehandlung in der spätkeltischen Zeit zu diskutieren sein. Zu Recht wird die Bedeutung des Rituals, das am Leichnam vollzogen wurde, hervorgehoben, und die des Schädels ergibt sich aus literarischen Quellen und archäologischen Befunden. Aber jeder neue - statistisch signifikante - Fund könnte neue Aufschlüsse ergeben. Denn noch ist nicht klar, warum im einen Fall Schädel - die von Feinden? - verwahrt, im anderen zusammen mit dem Rumpf verbrannt worden sein sollen, vielleicht als Form der „normalen“ Totenbehandlung? Auch scheint es, wenn man an die Kontinuität im Bestattungsbrauchtum beim Gräberfeld von Wederath denkt, starke regionale Unterschiede gegeben zu haben, so daß sich „globale“ Verallgemeinerungen verbieten. Daß das Ende der spätkeltischen Zivilisation noch mehr offene Fragen als Antworten aufweist, zeigt insbesondere auch der Ausblick des allgemeinen Teils (S. 269-276).

Der gut erschlossene topographische Teil (S. 278-502), der von J. Biel aus den Beiträgen von 47 kompetenten Autoren zusammengestellt wurde, kann hier nicht eingehend besprochen werden. Nützlich sind im allgemeinen Teil die zahlreichen Verweise auf Fundorte im topographischen Abschnitt bzw. auf das Literaturverzeichnis zu den Fundorten, die dort nicht behandelt werden (S. 517-521). Insgesamt zeichnet sich das vorgestellte Buch, besonders im allgemeinen Teil von S. Rieckhoff, durch eine klare, gut verständliche Sprache aus, die archäologisches „Fachchinesisch“ weitgehend vermeidet. Die Verfasserin versteht es dabei, durchaus mit einem Augenzwinkern zu schildern und die Darstellung durch gelegentliche saloppe Formulierungen aufzulockern. Das Buch ist nicht nur als praktisches Nachschlagewerk zum aktuellen Stand der Forschung über die Kelten in Deutschland zu empfehlen, sondern kann über seinen topographischen Teil auch gute Dienste als Reisebegleiter auf den Spuren der keltischen Vergangenheit leisten, der nicht esoterischen „Traumpfad“ folgt, sondern auf der Grundlage wissenschaftlicher Ergebnisse zu spannenden Begegnungen mit einer uns heute fremden Welt anregt. Schmerzlich anzumerken, aber nicht wertmindernd, ist der Mangel einer Gesamtkarte der Fundorte zum topographischen Teil, wie sie die „Kelten in Baden-Württemberg“ im Vor- und Nachsatz aufzuweisen hatten.

*Frank Unruh, Trier*

**Karl Heinz Lenz**, Siedlungen der römischen Kaiserzeit auf der Aldenhovener Platte. Mit Beiträgen von Hubert Berke und Bärbel Heußner. Rheinische Ausgrabungen 45 (Rheinland-Verlag Köln 1999). ISBN 3-7927-1772-7. 214 S., 36 Abb., 46 Tab., 197 Taf., 1 Beilage. Gebunden, 75,67 €.

Ausgehend von seiner Magisterarbeit über die Gefäßkeramik im Merzbachtal, das zum Untersuchungsgebiet der vorliegenden Publikation gehört, legt der Verfasser in dieser einen größeren Fund- und Befundbestand der Römischen Kaiserzeit in der etwa 35 km<sup>2</sup> großen „Kleinlandschaft“ der Aldenhovener Platte vor. In dieser zwischen Aachen und Jülich gelegenen Region, die zum Süden der römischen Provinz Niedergermanien gehörte, wurden 69 Siedlungen entdeckt, die durch Begehungen, Bergungen oder Grabungen untersucht werden konnten. Bei der Untersuchung räumt der Autor den gegebenen archäologischen Quellen bewußt Vorrang ein.

Sein methodischer Hauptansatz beruht demnach auch auf der Erarbeitung einer relativen Chronologie der Gefäßkeramik nach Waren und Gefäßformen sowie einer Kombination beider. Er legt besonderes Augenmerk auf die Vergesellschaftung von Keramik und zieht daher zunächst in der Hauptsache solche aus Gruben, Gräbern und ähnlichen Befunden heran, die als geschlossene Funde auswertbar sind. Frühromische und spätantike Keramik zeigten sich dabei als deutlich unterrepräsentiert. Besonders letztere liegt vorwiegend in Streu- und Oberflächenfunden vor, die - keine „interne“ Chronologie zulassend - nur im Vergleich mit anderen Fundkomplexen datiert werden konnten (S. 14).

Mit der Gefäßkeramik von der Aldenhovener Platte wird erstmals ein Fundkomplex der Römischen Kaiserzeit aus dem ländlichen Siedlungsraum Niedergermaniens vollständig vorgelegt (S.

63). Im Verlauf der Darlegung seiner Arbeit geht der Verfasser schrittweise vor und präsentiert Zwischenergebnisse, die er im Fortgang der Untersuchung überprüft. Eines dieser Ergebnisse ist, daß erstmals im südlichen Niedergermanien das Fortleben eisenzeitlicher Keramik bis weit in das 1. Jahrhundert n. Chr. „wahrscheinlich gemacht“ worden sei. Einheimische ländliche Siedlungen der frühen Römischen Kaiserzeit könnten von ihren Bauten her als germanisch bezeichnet werden, handele es sich bei ihnen doch um Wohnstallhäuser. Allerdings seien keine charakteristischen germanischen Gefäßformen festzustellen. Bei ihnen erfolgte ein rascherer „Anpassungsprozeß an Vorgefundenes“, während bei den Siedlungsformen „länger an Hergebrachtem“ festgehalten worden sei. Vom Beginn der mittleren Römischen Kaiserzeit an sei die Keramik „fast rein römisch“, wobei dieser „rasante“ Wandel wahrscheinlich „in Zusammenhang mit der Anlage der *Villae rusticae* [stehe], die zuvor fehlten“ (S. 62).

Zur Spätantike bemerkt der Autor das Fehlen vieler „mediterraner Gefäßformen“, das „auf grundlegende Änderungen im Bereich der Speisegewohnheiten und der Küchenpraxis“ hindeute, insgesamt einen Rückgang des mediterranen Einflusses anzeige. Auf der Ebene der Siedlungsformen entspreche dies einem Niedergang der Siedlungen vom Typ *villa rustica* und dem erneuten Auftreten germanischer Architekturtraditionen. Im Gegensatz zum bisherigen Forschungsstand laufe die ländliche Besiedlung Südniedergermaniens aber nicht in der Mitte des 4. Jahrhunderts aus, sondern Formen vom Ende des 4. und der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts seien „reichlich vertreten“ (S. 63).

In Zusammenhang mit dem Übergang von der Mittleren Kaiserzeit zur Spätantike ist anzumerken, daß bei der Darlegung des historischen Hintergrundes Auffassungen zum Tragen kommen, die vielleicht zur Verunklärung der Chronologie beigetragen haben mögen. So ist wieder einmal von einem „Ansturm der Alamannen“ um 260 n. Chr. und einem „Hauptschlag der Germanen“ um 275 die Rede (S. 10), alles Metaphern, die sich vermutlich aus Weltkriegsphobien der älteren Forschergeneration speisen. Sie suggerieren einen verheerenden Masseneinfall von Germanen, der sich archäologischerseits ja nur in weit verbreiteten Zerstörungshorizonten niederschlagen kann. Im Zirkelschluß (ver-)führt dies zur Datierung aller Brandschichten auf die besagten Zeitpunkte. Die Gefahr liegt dabei darin, daß in Erwartung einer flächendeckenden Verheerung geradezu nach Siedlungsrückgängen oder -abbrüchen gesucht wird. Sind diese nicht feststellbar, entsteht Verunsicherung hinsichtlich der chronologischen Integrität.

Etwas von dieser Ratlosigkeit ist auch in der vorliegenden Arbeit zu spüren. So sei die allgemeine Entwicklung der Keramik im letzten Drittel des 3. Jahrhunderts noch nicht exakt nachzuzeichnen. Dabei sind jedoch solche „Kenntnislücken“, wie etwa auch im Spektrum der Fundmünzen, keinesfalls über zu bewerten. Hier spielt möglicherweise die spärliche Überlieferung von 43 Münzen eine größere Rolle als tatsächlich vorhandene Siedlungsrückgänge (S. 68).

Kontinuitätsprobleme sind auch zwischen jüngerer Latènezeit (C/D) und Römischer Kaiserzeit zu verzeichnen. Hier bestehen ebenfalls „erhebliche Unklarheiten in der bislang vertretenen relativen und absoluten Chronologie der jüngeren Latènezeit des Untersuchungsgebietes“ (S. 73), die eine durchgreifende Neubearbeitung des Fundmaterials verlangten. Es sei mit einem Fortleben der eisenzeitlichen Keramiktradition zumindest bis in claudisch-neronische Zeit zu rechnen.

Eine starke Siedlungszunahme setzte in domitianischer Zeit ein und verzeichnete eine Kontinuität bis ins 3. Jahrhundert. Die Aufgabe vieler Siedlungen erfolgte dann im ersten und zweiten Drittel des 3. Jahrhunderts, wobei für einzelne unter ihnen ein Zerstörungshorizont bekannt sei: „Man kann von einer allgemeinen Ausdünnung sprechen“ (S. 74). Daß spätantike Funde nur dort vorlägen, „wo auch eine langdauernde mittelkaiserzeitliche Besiedlung vorhanden war,“ spräche wohl eher für Kontinuität (vgl. Tabelle 17). Endgültig sei dies aber aufgrund der jetzigen Quellenlage nicht zu entscheiden.

Jedenfalls ist nach Aussage von Tabelle 17 und Abb. 8 kein Einbruch im dritten Drittel des 3. Jahrhunderts zu verzeichnen, der Trend zur Abnahme der Siedlungsaktivität setzt schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts ein. Ab dem 2. Drittel des 3. und mit Beginn des 4. Jahrhunderts steigt die Zahl der Siedlungen wieder an, erreicht aber nie wieder die Zahlen des 2. Jahrhunderts. Mindestens 13 Siedlungen scheinen über das Ende des 3. Jahrhunderts hinaus weiter bewohnt gewesen zu sein (S. 72). Die Frage ist, ob hier tatsächlich eine „Kenntnislücke“ (Anm. 290) vorliegt oder nicht vielmehr eine mangelhaft gesicherte Chronologie, spärliche Funddichte und schlechte Erhaltungschancen (vgl. Abb. 11) im Verein mit dem historischen Phantom alles verheerender Germaneninvasionen

um 275 einen Siedlungsrückgang illusionieren. Die bereits ab 200 einsetzende Siedlungsabnahme scheint nach Ansicht des Rezensenten eher auf längerfristig wirkende Faktoren zurückzuführen sein.

Als architektonisches Merkmal fortdauernder Besiedlung der *villae rusticae* bis in die Spätantike könne der nachträgliche Einbau von Kanalheizungen gelten; ebenso seien Kaltwasserbecken mit halbbrunden Grundrissen für diese Zeit typisch. Oft blieben die Badeanlagen noch intakt, während die Hauptgebäude bereits teilzerstört, verfallen oder ungenutzt gewesen seien. Im 4./5. Jahrhundert seien die weiter genutzten ländlichen Siedlungen bisweilen durch *burgi* geschützt worden. Die Siedlungsaktivitäten verlegten sich auf Ein- und Anbauten oder Nebengebäude. Auffällig sei die mehrfach belegte Anlage von Öfen unbekannter Zweckbestimmung im Bereich der Hauptgebäude (vgl. S. 105).

Bemerkenswert sei der Anbau eines „Grubenhauses“ germanischer Bauweise an ein mittelkaiserzeitliches Hauptgebäude in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts: „Hier drückt sich rein germanisches Bauen aus“ (S. 89). Befunde, die wesentlich differenzierter zu beurteilen sind, sollten nicht mit derart pauschalen Bemerkungen bedacht werden, die sprachlich noch dazu gewisse Reminiszenzen an die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise der jüngeren Vergangenheit evozieren. Zumal der Autor doch selbst darauf hinweist, daß über spätantike Holzbausiedlungen aufgrund der schlechten Erhaltungschancen wenig bekannt ist (S. 88).

Bei allen „aussagekräftigen mittelkaiserzeitlichen“ Hauptgebäuden der *villae rusticae* (Tabelle 18) sei in der Folge auch spätantike Siedlungstätigkeit nachweisbar, in Form von Baubefunden, Gruben, Keramik und Münzen oder sogar spätantiken Bestattungen. Mit der Zunahme des Fundgutes steige die Wahrscheinlichkeit, auch spätantikes Material darunter zu finden. Die ersten „Zwischenergebnisse“ würden dadurch in ihrer Gültigkeit „in erheblichem Maße“ eingeschränkt. Das Ausmaß des Siedlungsrückganges treffe nicht in dem zunächst veranschlagten Umfang zu. Daß spätantike Befunde und Keramik unterrepräsentiert seien, könne durch verminderte Anlage von Gruben, geringere Eintiefung derselben (Abb. 11), längeren und sorgsameren Gebrauch vorhandener Keramik sowie die vermehrte Verwendung von Holzgefäßen verursacht sein.

Im Gegensatz zur mittleren Kaiserzeit trete spätantikes Material eher als Oberflächenfunde im weiteren Umfeld der Hauptgebäude als im Bereich dieser selbst auf, da es eher nachrömischen Bodeneingriffen ausgesetzt gewesen und daher leichter erodiert worden sei. Infolge dieser Erwägungen schätzt der Verfasser, daß aufgrund der fundstatistischen Verzerrungen „der gegebene spätantike Befund höher bewertet werden muß, als er heute auf den ersten Blick erscheint, da die oberflächennahe Art der Fundablagerung und ein weniger an Keramiknutzung die Spätantike im Fundbild benachteiligt. In dieselbe Richtung deutet die bisherige Grabungstechnik bei Ausgrabungen“ (S. 92). Damit setzt er sich explizit von früheren, dem „traditionellen Bild der spätantiken Besiedlung“ verhafteten Untersuchungen (M. Gechter/J. Kunow 1986; Kunow 1991) ab (Anm. 362).

In weiteren Abschnitten werden Einzelaspekte der Siedlungsaktivitäten im Untersuchungsgebiet behandelt. In seiner „kulturgeschichtlichen Auswertung“ der Bestattungen leitet der Verfasser aus der Mehrfibeltracht in frühkaiserzeitlichen Gräbern eine stark germanisch geprägte Bevölkerung ab. Auch die Bevorzugung vom Rind als Fleischbeigabe unterscheide sich von der des Schweins in Italien und im Bereich der keltischen Latènekultur. Im Vorherrschen von Geschirrsätzen unter den Beigaben der mittleren Kaiserzeit lasse sich - nach einer vorübergehenden Umbruchphase zur Zeit der Errichtung der *villae rusticae* in domitianischer Zeit - „ein starker germanischer Einfluß ... fassen.“ Auffällig sei ein egalitärer Grundzug bei der Beigabenausstattung, was auf die Bevorzugung zentralörtlicher Bestattungsplätze durch die soziale Oberschicht hindeute (S. 93-95).

Die „Untersuchungen zur Botanik“ verzeichnen für die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts einen lokalen Rückgang von Getreidepollen, die in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. noch einen Zuwachs als Anzeichen für die Intensivierung der Landwirtschaft erkennen ließen. Andernorts ist aber eher Kontinuität festzustellen. Erst ab 400 ist eine stärkere Bewaldung mit einem Höhepunkt um 500 auszumachen, die jedoch keinesfalls das Erliegen der römischen Landwirtschaft anzeigen müsse: „Während des gesamten 5. Jahrhunderts ist ein durchaus nennenswerter Getreideanbau ... nachgewiesen“ (S. 97 f.).

Bei der Auswertung der Tierknochen hebt H. Berke hervor, daß die Haltung von Schweinen in der mittleren Kaiserzeit Anzeichen von Wohlstand sei, der in späterer Zeit nicht mehr in Erscheinung trete. Ihr Fleisch sei im Altertum teurer als Rindfleisch gewesen. So mag das Fehlen von Schweine-

knochen in spätantiken Befunden auf den geringer werdenden Wohlstand der ländlichen Bevölkerung hinweisen. Bei Rindern lasse sich das Auftreten großer römischer Tiere - gegenüber der kleinen germanischen Rasse - ab etwa 80 n. Chr. nachweisen. In der Spätantike fänden sich wieder vermehrt Knochen kleinerer und mittelgroßer Tiere, vielleicht Folge des Ausbleibens großer Zuchtstiere aus Italien und der Herausbildung einer Mischpopulation römischer und germanischer Rinder. In der älteren Merowingerzeit scheine es nur noch kleine Rinder, Schafe und Schweine zu geben, und seit der Spätantike nähmen auch Wildtierknochen wieder zu (S. 100-102).

Im Bereich der Wasserversorgung zeige sich, daß Brunnen mittelkaiserzeitlicher Entstehungszeit erst im 4./5. Jahrhundert verfüllt worden seien. Auch in der Spätantike sei gewährleistet worden, daß über Brunnen und Leitungen Wasser mit möglichst hoher Qualität zur gestanden habe (S. 104 f.).

Aus dem „vergleich mit anderen kaiserzeitlichen Siedlungslandschaften“ sei hier nur der mit der „Kempener Lehmplatte“ in der Nähe von Krefeld und Neuss herausgegriffen. Auch dort habe im 2. Jahrhundert eine starke Vermehrung der Siedlungen eingesetzt, während ab 200 ein kontinuierlicher Rückgang zu verzeichnen sei. Allerdings sei das Gebiet im Gegensatz zur Aldenhovener Platte im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts bereits „siedlungsleer“ gewesen; vermutlich aufgrund der deutlich geringeren Siedlungsdichte dort (S. 108).

In seiner Gegenüberstellung von archäologischen Befunden und historischen Quellen konstatiert der Verfasser für die ersten 130 Jahre seit der Unterwerfung der gallischen Eburonen (53 v. Chr.) im wesentlichen eine „Forschungslücke“. Der Schluß auf eine geringfügige Besiedlung in vordomitianischer Zeit sei jedoch voreilig, da es sich um Einzelsiedlungen gehandelt haben könne, die infolge starker Erosion nicht erhalten oder durch spätere römische Steinbauten überprägt worden seien. Für das 3. Jahrhundert stelle er Zerstörungsschichten in vier *villae rusticae* fest, von denen einige vor die Ereignisse von 257/60 und 275/76 zu setzen seien, so daß die historische Überlieferung hier durch die Archäologie ergänzt werde. Umgekehrt bleibt aber zu fragen, wie sicher die historische Quellenlage besonders für die genannten Germaneneinfälle ist und welches Ausmaß an Zerstörungen sie tatsächlich mit sich gebracht haben könnten. Eine Brandschicht allein ist noch kein Beweis für eine kriegsbedingte Zerstörung. Und einen „Zerstörungshorizont“ nach einem überlieferten historischen Ereignis zu datieren, das - unbewiesen - als Grund für die Zerstörung angesehen wird, bedeutet in einen Beweiszirkel zu geraten. Schließlich hätten, wie der Verfasser selbst bemerkt, auch die Germaneneinfälle des 4. Jahrhunderts nicht zu einem Rückgang in der Zahl der ländlichen Siedlungen geführt, wie dies für das letzte Drittel des 3. Jahrhunderts angenommen wird.

Mit allen ihren gelösten und offenen Fragen stellt die vorliegende Publikation einen wegweisenden Beitrag zur Erforschung der ländlichen Siedlungsregionen in der Römischen Kaiserzeit dar, der zu weiteren Untersuchungen auf dieser Ebene anregen sollte. Vielleicht wird sich so die eine oder andere Fragestellung in Bezug auf Kontinuität oder Diskontinuität im Siedlungswesen als Scheinproblem herausstellen, das seine Existenz lediglich hartnäckig vertretenen Fehldeutungen unsicherer Quellen verdankt.

Frank Unruh, Trier

**Fritz Mangartz**, Die antiken Steinbrüche der Hohen Buche bei Andernach: Topographie, Technologie und Chronologie. Vulkanpark-Forschungen 1, Andernacher Beiträge 13 (Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz 1998). ISBN 3-88467-041-7. 119 S., 54 Abb. und Tab., 53 Taf., 8 Farbtaf., 3 Karten. Gebunden, 19,- €.

Irgendein Zufall wollte es, daß der Rezensent vor dem vorliegenden ersten Band der Vulkanpark-Forschungen den zweiten erhielt (vgl. Trierer Zeitschrift 63, 2000, 449-451). Während dieser eine Kombination von Aufsatzsammlung und Katalogband darstellt, ist der hier besprochene eine klassische Monographie, die aus der Magisterarbeit des Verfassers entstand.

Einleitend referiert dieser die Geschichte der Erforschung antiker Steinbrüche allgemein, die der Steinbrüche im Rheinland und schließlich die seines speziellen Untersuchungsgegenstandes, der Steinbrüche der „Hohen Buche“ bei Andernach, selbst (S. 1-4). Aus den konstatierten Mängeln bisheriger Publikationen resultiert die Zielsetzung, „für die ‚Hohe Buche‘ mit der hier bestehenden großen